

Buch

Ein brutaler Mord erschüttert eine kleine südschwedische Stadt: Eine alte Dame wird in der Waschküche eines Mietshauses erschlagen aufgefunden. Die einzige Zeugin, ein elfjähriges Mädchen, wird kurz darauf entführt. Während man versucht, das kleine Mädchen zu finden, offenbaren sich schreckliche Geheimnisse. So war die Dame nicht halb so liebenswürdig wie allgemein vermutet. Bald wird die Zeugin gefunden. Aber warum schweigt sie?

Autorin

Karin Wahlberg arbeitet als Ärztin an der Universitätsklinik von Lund. »Tödliche Blumen« ist ihr vierter Kriminalroman, der auf Deutsch erscheint. In Schweden stand das Buch monatelang auf den Bestsellerlisten. Wahlbergs Krimis um Kommissar Claes Claesson und seine Frau Veronika, eine erfolgreiche Chirurgin, sind mittlerweile auch in Deutschland kein Geheimtipp mehr.

Karin Wahlberg

Tödliche Blumen

Roman

*Aus dem Schwedischen
von Antje Rieck-Blankenburg*

btb

Die schwedische Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel
»Flickan med majblommorna« bei Wahlström & Widstrand,
Finnland.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung September 2005 bei btb Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH
Copyright © 2004 by Karin Wahlberg
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe bei btb Verlag,
München, 2005, in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: Design Team München
Umschlagmotiv: Zefa/Rubbert
Satz: IBV Satz- und Datentechnik GmbH, Berlin
Druck und Einband: Clausen & Bosse, Leck
Lektorat: moebius
EM · Herstellung: Augustin Wiesbeck
eISBN 978-3-641-17435-4

www.btb-verlag.de

PROLOG

Er legte die Decke über ihre Schultern. Eine gelbe, recht dünne Baumwolldecke, wie man sie in Krankenhäusern benutzt. Sie registrierte die Fürsorge, erschauerte sogar ein wenig. Als hätte er wie ein Adler seine weiten Schwingen über ihr ausgebreitet.

Sie zog die Decke enger um sich und sank sachte auf den Stuhl nieder. Saß dann ganz still und versuchte, all die schrecklichen Bilder, die wie grelle Blitze in ihrem Kopf abgefeuert wurden, zu verdrängen. Unmöglich zurückzuhalten. Aber vermutlich würde es sich bald legen. In der Zwischenzeit konnte sie immerhin versuchen, in dem nicht gerade unangenehmen Genuss zu schwelgen, jemanden in der Nähe zu haben, der auf sie wartete.

Das Schlimmste war die Erinnerung an die Augen, die sie hilflos angestarrt hatten. Und der Gedanke, dass sie selbst es hätte gewesen sein können, die beinahe zu Tode misshandelt worden wäre. Wie oft hat man im Leben Glück? Neulich war sie auf dem Ringvägen fast von einem Autofahrer, der sie in der Dämmerung nicht gesehen hatte, angefahren worden, als sie von der Arbeit nach Hause radelte. Der Zwischenfall kam ihr wieder in den Sinn, obgleich er überhaupt nichts mit dem schrecklichen Ereignis zu tun hatte, das im Keller ihres Hauses geschehen war.

Sie war rein zufällig diejenige, die als Erste in den Keller gekommen war. Warum gerade sie? Vielleicht Zufall, hatte der nette Polizist gesagt. Konnte sie sich darauf verlassen?

Ihr erster Gedanke war gewesen, dass es sich um einen Verrückten handelte, woraufhin sie es natürlich mit der Angst zu tun bekam. Es liefen ja so viele Junkies und andere seltsame Existenzen herum, die sich verstecken und einem im Dunkeln auflauern konnten. Die Angst trieb sie in die Enge. Sie konnte sich nicht vom Fleck rühren.

Die verängstigten Augen auf dem Betonboden starrten sie geradewegs an. Zwinkerten nicht einmal. Sie schauderte angesichts der Erinnerung. Blutunterlaufene Augen, die sie anklagend fixierten, als wäre sie es gewesen, die hemmungslos zugeschlagen hatte. Ausgerechnet sie, die so ein Feigling war.

In schmalen Rinnsalen rann ein dreckiges Blutgemisch aus dem Hinterkopf auf den Betonboden. Der Ekel verursachte ihr Brechreiz, selbst jetzt, wo sie im Polizeipräsidium einem freundlichen und aufmerksamen Kriminalinspektor gegenüber saß. Er hatte sie angewiesen, ruhig durchzuatmen. Zu warten, bis sich das Schlimmste gelegt haben würde.

Sie und er. Ganz allein. Er hatte noch nicht begonnen, sie zu verhören. Sie würde sich erst ein wenig erholen dürfen. Bald wäre sie wohl bereit. Dann würde er ihr zuhören. Jedes Wort, das sie äußerte, war wichtig, das verstand sie, ohne dass er sie darauf hätte hinweisen müssen.

Wie alt er wohl war? Vielleicht ein paar Jahre älter als sie. Doch er war sicher verheiratet. Oder lebte mit jemandem zusammen. So war es immer. Die Besten waren zuerst weg. Nicht dass er todschick gewesen wäre, aber er war wunderbar zu ihr. Und er trug keinen Ring.

Wenn er ihr seinen Namen gesagt hätte, wäre er ihr in der Verwirrung wahrscheinlich entfallen. Alles war außerdem so schnell gegangen. Sie hatte sich ihm nahezu in die Arme geworfen, als rechnete sie instinktiv damit, dass er sie retten würde. Er war zur gleichen Zeit wie der Krankenwagen in einem Polizeifahrzeug angekommen, und plötzlich hatte es im Haus nur so von Menschen gewimmelt. Wenig später hatte er einen anderen Polizisten gebeten, sie mit auf die Wache zu nehmen. Er selbst war nachgekommen.

Ein dumpfer Kopfschmerz begann sich in ihrem Hinterkopf auszubreiten. Wahrscheinlich, weil sie sich ein wenig entspannte. Außerdem hatte sie ziemlich lange nichts gegessen, doch sie war nicht hungrig. Das rhythmische Hämmern im Kopf mischte sich unbarmherzig mit der Erinnerung an die mühsamen, röchelnden Atemzüge der Nachbarin auf dem Betonboden, ihrem Ringen nach Luft, dem Kampf gegen den Erstickungstod – oder was immer es war. Bei dem Gedanken fröstelte sie.

Nie zuvor hatte sie jemanden sterben sehen. Es war weder friedvoll noch angenehm. Eher das Gegenteil. Panik einflößend und erschreckend.

Eigentlich froh war sie nicht mehr, doch sie zitterte immer noch ein wenig. Merkwürdig, wie man reagiert. Sie fühlte sich wie ein Blatt im Wind. Hatte weder ihren Körper noch ihren Willen unter Kontrolle. Irgendein ihr unbekannter Mechanismus hatte eingesetzt. Etwas, das sie nicht greifen konnte. Aber das kannte der blasse Polizist bestimmt, auch wenn er nicht viel redete. Er hatte mit Sicherheit schon viel dergleichen erlebt.

»Kaffee oder Tee?«, fragte er unvermutet.

Was?, dachte sie. Sie wollte weder das eine noch das andere.

»Ich weiß nicht«, antwortete sie kraftlos.

Die Decke wärmte ihre Schultern. Der Polizist war eigentlich sowohl farblos als auch mager, nahezu schlaksig. Mehr der Bürotyp als der patrouillierende Ordnungswächter. So weit konnte sie ihn einschätzen, obwohl sie sich bereits entschlossen hatte, ihn zu mögen. Er hatte das Deckenlicht gelöscht. Nur die Schreibtischlampe brannte. Eine erholsame Dämmerung umgab sie beide. Es war das erste Mal, dass sie mit einem anderen Anliegen als dem Beantragen eines Passes auf der Polizeiwache war. Anliegen? Sie hatte es sich wahrhaftig nicht ausgesucht.

Sie blickte auf ihre Schuhe hinunter, musterte sie angeekelt und gleichzeitig neugierig, um nach Blutspuren zu suchen, was jedoch in diesem Licht fast unmöglich war. Bei dem Ge-

danken, dass die schwarzen Gummisohlen höchstwahrscheinlich blutverschmiert waren, breitete sich ein Metallgeschmack in ihrem Mund aus. Sie fühlte sich schmutzig und wollte die Schuhe abstreifen. Andere anziehen. Diese in die Mülltonne werfen.

»Es ist gut, etwas Warmes zu trinken, wenn man unter Schock steht«, sagte der Polizist ruhig.

Sie nickte. Er verschwand und kam mit einem Becher dampfend heißem Tee zurück, den er auf den Schreibtisch vor sie hinstellte.

»Zucker?« Dabei beugte er sich über sie, während er eine Hand auf die gelbe Decke irgendwo zwischen ihren Schulterblättern legte.

Sie schüttelte den Kopf und schaute hastig hinauf in das farblose Gesicht. Er richtete sich auf und zog gleichzeitig seine Hand zurück. Die Handfläche hatte leicht ihren Rücken berührt – eine beruhigende Geste, weder zu intim noch zu lang. Sie hatte Angst vor zu viel Nähe, fühlte sich befangen. Doch es schien, dass dieser Polizist das nötige Feingefühl besaß und begriff, wie unterschiedlich Menschen in solchen Situationen reagieren. Manche brauchen liebevolle Umsorgung, andere hingegen wollen allein gelassen werden oder wagen nicht, ihre Bedürfnisse zu zeigen, haben aber dennoch ein wenig Zuspruch nötig.

Sie blieb ruhig auf ihrem Stuhl sitzen und ließ sich von seinem konzentrierten Schweigen leiten, hinein in die erholsame Geborgenheit des Raumes.

Die Zeit stand auf wunderliche Weise still. Ein Büro mit Schreibtisch, PC und einem schwarzen Brett. Sie kam sich vor wie in Trance.

Von weit her vernahm sie das Klingeln eines Telefons. Draußen auf dem Korridor waren Stimmen zu hören. Jemand lachte völlig unpassend laut auf. Vor dem Gebäude startete ein Auto mit quietschenden Reifen. Aber nichts davon nahm sie bewusst wahr. Sie begann schläfrig zu werden. Ihre Augenlider wurden schwer.

»Astrid Hård. Heißen Sie so?«

Sie zuckte zusammen. Er hatte sich an den Schreibtisch gesetzt. Seine Hände ruhten schwer auf der Tischplatte, und er schaute sie prüfend an, wartete auf eine Reaktion. Sie nickte. Dieser Name. Kompakt und hart. Als hätte er gerade jetzt auf ihre Verfassung abgefärbt. Hart.

»Und Sie?«

»Peter«, sagte er. »Kriminalinspektor Peter Berg.«

ERSTES KAPITEL

Freitag, 5. April

Die Mädchen waren zehn Jahre alt, fast elf, und hießen Viktoria und Lina. Sie waren die besten Freundinnen und standen im schneidenden Wind vor den automatischen Glastüren des Eingangsbereiches von Kvantum und fröstelten. Sie hatten nach der Schule schon fast zwei Stunden mit kleinen Kartons aus hellblauer Pappe, die an einer Schnur um ihren Hals hingen, vor dem Supermarkt gestanden. Ängstlich pressten sie die Pappschachteln an ihre Körper, um den Inhalt vor dem Wind zu schützen. Sie verkauften Maiblumen. Jene künstlichen, bunten Blumen, die jedes Jahr vor dem ersten Mai zu Wohltätigkeitszwecken verkauft werden. In diesem Jahr waren sie violett. Die oberen Kronblätter in einer dunkleren, nahezu weinroten Nuance, während die darunter liegenden einen helleren Rosaton besaßen. In der Mitte befand sich ein weißer Punkt. Dort saß die Nadel, mit der man die Blume befestigen konnte. Bei den größeren Blumen fürs Auto war der Punkt in der Mitte gelb. Am schönsten waren die Kränze, darin waren sich Viktoria und Lina einig, aber die waren schwer verkäuflich, denn sie kosteten am meisten. Lina hatte vier verkauft, an jede Tante einen. Viktoria, die nahezu keine Verwandten besaß, war noch gar keinen Kranz losgeworden.

Viktoria trug ihre neue Sommerjacke. Sie war aus hellbraunem Jeansstoff und natürlich viel zu dünn. Es war gerade mal Anfang April und das Wetter wechselhaft. »Richtiges April-

wetter«, hatte Mama gesagt. Letztes Wochenende hatte die Sonne geschienen, und es war plötzlich warm geworden. Viktoria hatte sich die alte Winterjacke vom Leib gerissen und war nur im Pullover herumgelaufen. Daraufhin durfte sie endlich mit Mama zu H&M gehen.

Im Geschäft steuerte sie direkt auf die Ständer mit jenen Jacken zu, die so neu waren, dass man noch die scharfen Falten ihrer Verpackung erkennen konnte. Viktoria musste nicht lange suchen. Sie war bereits am Tag zuvor mit Lina dort gewesen und hatte sich umgeschaut sowie Verschiedenes anprobiert. Sie hatten den Bus in die Stadt genommen, das durften sie.

Deshalb fand Viktoria auch mit einem Griff, was sie haben wollte. Sie nahm eine Jacke vom Ständer und hielt sie auf dem Bügel vor ihren Oberkörper. Sie wagte kaum, ihre Mutter dabei anzusehen. In Viktorias Fantasie gehörte die Jacke bereits ihr. Zwar hatte sie einen Farbton, den Mama wohl eher nicht so toll finden würde. Viel zu verwaschen zu dem hellen Haar und dem blassen Gesicht, würde sie sagen. Aber Viktoria wollte sie haben. Unbedingt! Deshalb hatte sie alle Argumente, mit denen sie Mama überzeugen würde, bereits parat.

Doch Mama nickte nur. Viktoria war ein wenig enttäuscht, weil es fast zu leicht ging. Mamas Widerstand war so ungewohnt schwach, nur ein müder Blick, ganz anders als sonst. Viktoria wurde unsicher.

Es lag wohl an der Trennung. Mama konnte nicht mehr. Sie weinte meistens den ganzen Tag lang. Sie war völlig am Ende, wie sie ins Telefon seufzte, wenn sie mit Eva sprach. Andauernd telefonierte sie mit Eva. Viktoria blieb währenddessen lieber in ihrem Zimmer. Meistens verhielt sie sich still und rücksichtsvoll. Aber sie hörte alles, was Mama sagte. Sie konnte sich ja nicht die Ohren zuhalten. Gewiss, das hätte sie schon tun können, aber sie wollte nicht, und genauso wenig wollte sie stattdessen rausgehen. Sie verschloss die Augen nicht vor den Problemen ihrer Mutter und machte sich auch

keine besonders großen Hoffnungen, dass sich plötzlich alles ändern würde und – Simalabim! – wieder so wäre wie zuvor. Sie war nämlich weder ein Baby noch blöd – schließlich wurde sie bald elf – und begriff nur zu gut, dass das nicht so einfach möglich sein würde. Und dennoch konnte sie es nicht lassen, darauf zu hoffen, dass alles wieder so sein würde wie früher, selbst wenn da auch nicht immer alles rosig gewesen war.

Eine Mutter, die völlig am Ende war, was sollte man da machen?

Doch dann sagte Mama wieder, dass sie es schon schaffen werde. Ihre Stimme klang dabei allerdings ein wenig gekünstelt. Laut und schrill. Im Moment hörte sie sich wirklich nicht gerade normal an, und Viktoria hatte den Eindruck, dass Mama sich nur einbildete, sich ihr gegenüber so zu verhalten wie immer. Aber Mama würde schon die Kurve kriegen. Weiß Gott! Das sagte sie jedenfalls am Telefon zu Eva. Sie betonte es mehrmals, fast so, als sei sie böse.

Viktoria hoffte nur, dass es nicht allzu lange dauern würde, die Kurve zu kriegen. Sie wusste nicht, ob es ein paar Tage, Wochen oder – noch schlimmer – Monate dauern würde. Länger wagte sie nicht zu denken. Und fragen konnte man auch keinen danach. Lina würde sie nur unsicher anschauen und ihr irgendetwas Essbares unter die Nase halten, Chips oder eine Tüte mit Süßigkeiten oder etwas anderes, womit sie sich trösten könnte. Und die Mütter anderer Kinder belästigte man damit nicht. Sie würden nur mitleidig gucken und sich ihren Teil denken. Was genau sie sich denken würden, wusste sie auch nicht so recht, nur, dass alles Denken grundfalsch war. Das Allerschlimmste war nämlich, dass Mütter laut dachten. Sie würden alles herumerzählen und sich hinter ihrem Rücken beklagen.

Im Augenblick, vor dem Eingang zu Kvantum, dachte sie nicht so viel an Mama, die sich nicht so wie sonst benahm, und an all das andere. Hauptsächlich fror sie und vermisste ihre Winterjacke. Aber da es ja ihr eigener Entschluss gewesen war, die neue, dünne Jacke anzuziehen, versuchte sie, nicht

mehr an ihre warme, aber ziemlich hässliche und verschlissene Steppjacke zu denken. Zumindest sah sie in der neuen hübsch aus.

Jedenfalls war klar, dass sie Gunnar keineswegs so vermisste, wie Mama es tat. So viel hatte sie schon begriffen, auch wenn Mama selbst meistens schimpfte, dass er ein ziemlicher Stinkstiefel sei, und andere hässliche Wörter benutzte. Obwohl es stimmte.

Ein wenig leer war es dennoch geworden, seitdem er nicht mehr bei ihnen wohnte. Er hatte ja auch das Auto mitgenommen. Eigentlich waren sie nun keine normale Familie mehr. Jetzt holte sie niemand mehr ab, wenn es nötig war, so wie andere Papas es normalerweise taten. Jedenfalls Linas Papa. Er nahm seinen Ford und holte alle Kinder ab. Deshalb seien die meisten Kinder auch so dick. Es sei wichtig für Kinder, sich zu bewegen, antwortete Mama jedes Mal leicht säuerlich, wenn Viktoria darauf zu sprechen kam. Also war es keine gute Idee, sich zu beschweren, jedenfalls nicht, solange es sich sowieso nicht ändern ließ und sie kein Auto besaßen.

Die neue Jacke war kurz. Ganz plötzlich kam eine eiskalte Windbö und blies ihr gegen den Bauch, wirbelte um den Nabel herum und kroch bis weit unter den Pulli. Sie hatte schon eine Weile überlegt, wie sie Lina würde überreden können, den Maiblumenverkauf an einen anderen Ort zu verlegen, an dem es nicht so kalt und windig war. Oder vielleicht sogar nach Hause zu fahren und am nächsten Tag weiterzumachen, auch wenn sie damit riskierten, dass andere Klassenkameraden ihnen zuvorkamen. Sie hatten beide noch einige Blumen in ihren Schachteln, auch wenn Kvantum ein guter Standort war. Die Nachbarn hatten sie bereits abgeklappert, und die Straßenzüge der näheren Umgebung gehörten zu den Verkaufsbereichen der anderen Klassenkameraden. Es war Linas Idee gewesen, so weit rauszufahren, und Viktoria war überzeugt davon, dass sie nicht so schnell nachgeben würde.

Ihre blau gefrorenen Finger schlossen sich fest um den kleinen Karton. Sie zog eine große Autoblume hervor und hielt sie

einer älteren Dame hin, die einen karierten Einkaufstrolley hinter sich herzog.

»Darf es eine Maiblume sein?«, fragte Viktoria mit dem tapfersten Lächeln, das sie aufbieten konnte.

Die Dame schaute sie abwesend an und zuckelte mit ihrem Trolley an den beiden Mädchen vorbei. Viktoria reagierte enttäuscht. Sie war sauer und fand es ziemlich unsinnig, noch länger zu bleiben. Keiner schenkte ihnen und ihren Maiblumen Aufmerksamkeit. Das musste selbst Lina einsehen. Verdammst!

Genau in dem Moment, als sie den Mund öffnen wollte, um Lina zu überreden, blieb die ältere Dame stehen und machte umständlich ein paar Schritte mit ihrem Wägelchen zurück.

»Ich hätte doch gern eine von diesen Maiblumen«, sagte sie genauso schwerfällig, wie sie sich bewegte, und schaute mit freundlichen, vom beißenden Wind tränenden Augen in die Schachtel. »Aber so eine reicht mir«, fügte sie hinzu und zeigte mit einem zittrigen Finger auf eine einfache Blume. »Es ist ja immerhin bald Frühling, auch wenn man es heute kaum glauben kann«, zwinkerte sie Viktoria zu.

Es dauerte eine Weile, bis sie ihr Portemonnaie griffbereit hatte. Viktoria wartete. Die alte Dame hatte weißes Haar und trug eine dunkelbraune, wollene Baskenmütze, die schief auf ihrem Kopf saß. Viktoria half ihr, die Blume am Mantelkragen zu befestigen. Währenddessen musterte die Dame sie eingehend, sodass Viktoria ein wenig unsicher wurde.

»Aber ihr lieben kleinen Kinder«, sagte die Dame, obwohl sie eigentlich nicht mehr besonders klein waren. Jedenfalls Lina nicht. »Ist es nicht viel zu kalt, hier so lange zu stehen?«

Die alte Dame befühlte den dünnen Stoff von Viktorias Jacke. Viktoria wollte im Erdboden versinken, so unglaublich peinlich war ihr das Ganze. Als sei sie bei etwas Verbotenem ertappt worden. Doch bevor sie etwas erwidern konnte – zum Beispiel, dass ihr keineswegs kalt war –, hatten sich die automatischen Eingangstüren des Supermarktes bereits hinter der Dame geschlossen.

Eine weitere halbe Stunde verging. Oder vielleicht auch ein bisschen mehr oder weniger. Jedenfalls kamen heftigere Windböen auf, der Himmel hatte sich grauviolett verfärbt, und ihre Hände sahen inzwischen bläulich weiß aus, wie bei Sterbenden. Sie konnten ja keine Handschuhe anziehen, wenn sie Geld zählen und Wechselgeld zurückgeben mussten. Außerdem hatten sie auch gar keine dabei. Sie hatten nicht einmal einen Gedanken daran verschwendet. Es war doch Frühling!

Viktoria und Lina inspizierten ihre Schachteln. In Viktorias befanden sich noch fünf Autoblumen, vier Kränze und ein paar einzelne Blumen, die auf dem Boden des Kartons raschelten. Die meisten waren also verkauft. Ein Teil der Einnahmen würde in einen gemeinsamen Topf fließen, der für eine Klassenreise vorgesehen war. Es würde lustig werden, mit allen gemeinsam zu verreisen. Viktoria und Lina hatten schon Pläne geschmiedet. Doch der größte Teil des Geldes ging an bedürftige Kinder. Sie wussten nicht genau, um welche Kinder es sich handelte, fanden es aber gut, dass sie es bekamen. Vielleicht froren bedürftige Kinder ständig.

Plötzlich begann es auch noch zu schneien. Große Flocken fielen auf den Asphalt des Parkplatzes, wo sie langsam schmolzen.

Da am Freitagnachmittag alle ihre Großeinkäufe für das Wochenende erledigen mussten, waren trotz des Winterwetters ziemlich viele Menschen unterwegs. Ein günstigerer Platz zum Blumenverkaufen wäre wirklich kaum zu finden gewesen, dachte Viktoria.

Der Wind wurde noch kälter, auch wenn der Hagelschauer, der direkt nach dem Schneefall herunterging, wieder nachließ. Eine dünne Schicht fester weißer Körner bedeckte inzwischen den Parkplatz und schmolz sachte dahin. Mittlerweile war es später Nachmittag geworden, und die Menschen schienen plötzlich gehetzt. Gerade so, als hätten sie keine Zeit, sich auch noch für Maiblumen zu interessieren.

»Sollen wir nicht lieber nach Hause fahren?«, murmelte Lina schließlich, obwohl sie längst nicht so dünn angezogen

war wie Viktoria. Sie hatte ihre alte, dicke Winterjacke an, die so spannte, dass Lina darin wie eine Knackwurst aussah. Aber das würde ihr Viktoria nie sagen, denn damit hätte sie Lina traurig gemacht. Lina war nämlich nett. Und ein bisschen dick. Ziemlich dick, eigentlich.

»Ja«, piepste Viktoria. »Lass uns fahren!«

Sie war so steif gefroren, dass sie es nur mit Mühe schaffte, auf ihr Fahrrad zu steigen. Ihre Finger fühlten sich an wie Eiszapfen, die jeden Moment abbrechen konnten, und sie war kaum imstande, den Lenker zu halten. Lina ging es ähnlich.

An der Ampel hinter dem Vergnügungspark trennten sich ihre Wege. Viktoria hätte Lina zwar noch ein Stück begleiten können, doch auf einen Umweg hatte sie heute wirklich keine Lust. Und das verstand Lina, auch wenn sie beste Freundinnen waren und ansonsten so viel wie möglich zusammen unternahmen. Nicht bei diesem Wetter, wo beide auf dem kürzesten Weg nach Hause ins Warme wollten.

Viktoria trat so schnell sie konnte in die Pedale. Mama wartete nicht auf sie, und das war auch gut so. Sie würde ungefähr bis zweiundzwanzig Uhr, wenn Mama von der Arbeit nach Hause kommen würde, sturmfreie Bude haben. Mama hingegen ahnte nicht, dass Viktoria gern allein zu Hause war, und bekam jedes Mal ein schlechtes Gewissen, wenn sie ihre Tochter zu lange sich selbst überließ. Viktoria spürte das und genoss es. Ein bisschen jedenfalls. Es bedeutete zumindest, dass nicht immer dieser dämliche Gunnar im Mittelpunkt stand. Wahrscheinlich zeigte sie Mama deshalb nicht offen, wie wenig es ihr ausmachte, allein zu Hause zu sein und zu malen oder vor dem Fernseher oder Computer zu sitzen. Oder auch zu telefonieren. Zum Glück musste sie in Zukunft nicht länger mit Gunnar allein sein, der immer so dicht neben ihr auf dem Sofa sitzen und sie tätscheln wollte, sodass sie sich nur mit Mühe entziehen konnte.

Sie verkroch sich hinter ihrem Fahrradlenker, um den Luftwiderstand zu verringern und noch schneller zu sein. Auf der rechten Seite passierte sie ein unbebautes Gebiet mit leeren

Tennisplätzen hinter einem hohen Stacheldraht. Sie fuhr weiter über den schmalen Weg, der zum Fußballplatz führte. Von dort hörte sie Stimmen, sah geparkte Autos und konnte bald die Spieler auf dem Rasen erkennen. Sie hatten kurze Hosen an. Aber so wie sie herumrannten, froren sie wohl kaum, mutmaßte sie.

Der Nachhauseweg schien nicht enden zu wollen. So war es jedes Mal, aber heute empfand sie ihn als besonders lang. Der hellblaue Karton war ordentlich verschlossen. Weder die Mailblumen noch das Geld konnten herausfallen. Mit der linken Hand presste sie die Schachtel an sich, während sie mit der rechten den Lenker hielt. Das Ganze war natürlich ein bisschen unbequem, und sie wäre gern zügiger gefahren, aber das wollte sie nicht riskieren, weil sie nur mit einer Hand steuerte. Obgleich sie sogar freihändig fahren konnte. Aber jetzt, wo sie es eilig hatte und so dichter Verkehr herrschte – nicht so wie zu Hause in ihrer Straße –, musste sie besonders vorsichtig sein.

Und plötzlich passierte es. Direkt neben sich hörte sie ein furchtbares Donnern. Weder sah sie etwas, noch konnte sie reagieren. Ein großes schwarzes Motorrad, das wie aus dem Nichts gekommen war, hatte außer dem gewaltigen Lärm einen ungeheuer starken Luftzug verursacht, der sie völlig aus dem Gleichgewicht brachte und ihr Todesängste einflößte. Sie dachte unmittelbar, dass nun ihr letztes Stündchen geschlagen hätte. Als ihr die Bedeutung ihres Gedankens bewusst wurde, bekam sie noch größere Angst und bremste panisch, soweit das mit nur einer Hand am Lenker möglich war. Mit der anderen Hand umschloss sie krampfhaft den Karton, den sie auf keinen Fall verlieren wollte.

Das Motorrad war längst in der Ferne verschwunden, als Viktoria verzweifelt versuchte, der Gehwegkante auszuweichen. Das Vorderrad schlenkerte außer Kontrolle hin und her und prallte schließlich unbarmherzig mit einem schrillen Quietschen gegen den Kantstein. Ein harter Stoß durchfuhr ihren Körper, der Karton wirbelte durch die Luft – sie kniff die

Augen zusammen und dachte eine Millisekunde lang an all die Maiblumen und das Geld, für das sie Rechenschaft würde ablegen müssen, was sollte sie nur tun? –, dann bohrte sich der Lenker in ihre Magengrube, es begann vor Schmerz in ihrem Bauch zu brennen, und ihr wurde gleichermaßen übel und schwindelig. Ihr Kopf wurde heftig nach vorn gerissen, und schon krachte der Fahrradhelm dumpf auf den Asphalt.

Der nachfolgende Schmerz glich einer Explosion in ihrem Inneren. Die Welt begann sich zu drehen, und ihr Herz schlug wie in wilden Trommelwirbeln.

Als sie schließlich wie gelähmt auf der Straße lag, trat merkwürdigerweise für einen Augenblick ein hoffnungsvoller Gedanke in ihr Bewusstsein. Über ihr ergoss sich ein Lichtstrahl wie auf dem Altarbild in der Kirche, in der sie ihren Schuljahresabschluss gefeiert hatte. Sicherlich war sie nicht das todgeweihte Lamm, so schlimm stand es wahrscheinlich nicht um sie, denn dann hätte sie jetzt wohl überhaupt nichts mehr gespürt. Weder das Herzklopfen noch den Schmerz. Ein Toter hat keine Gefühle mehr, hatte Mama ihr erklärt, als Opa gestorben war und so merkwürdig wächsern ausgesehen hatte. Auf dem weißen Laken hatte sein Mund wie ein schwarzer Strich im Gesicht gewirkt.

Aber vielleicht sollte sie, bevor sie starb, erst noch gepeinigt und gequält werden, wie alle Kinder, die als Verkehrsoffer endeten oder gelähmt oder nicht ganz richtig im Kopf waren. Kinder, die sie im Fernsehen gesehen oder von denen sie in Zeitschriften gelesen hatte.

Völlig unbeweglich lag sie auf dem rauen, kalten Asphalt und fühlte sich wie das einsamste Kind auf der Welt. Warum kam keiner und half ihr? Irgendein Erwachsener. Oder ein Engel. Oder wenigstens ein Kind wie sie selbst. Notfalls würde sie auch mit einem kleinen Kind vorlieb nehmen. Wie auch immer, Hauptsache, überhaupt jemand kam!

Sie räusperte sich und versuchte, einen Ton hervorzubringen, um zu testen, ob sie um Hilfe schreien könnte. Doch sie brachte nur ein heiseres Krächzen zustande. Außerdem ver-

spürte sie einen ekligen Blutgeschmack im Mund, und ihre Zunge, die ziemlich pochte, fühlte sich geschwollen an. Sie spuckte und schnaufte, während ihr der warme Speichel langsam das Kinn hinabließ. Angewidert verzog sie das Gesicht und warf den Kopf vor und zurück, um das unangenehme Gefühl loszuwerden, während der Klumpen in ihrem Hals wuchs.

Mama! Wo bist du?

Und wenn sie nun so schwer verletzt war, dass sie für den Rest des Lebens behindert wäre? Nicht gehen konnte, sondern an den Rollstuhl gefesselt sein würde? Und keiner kam ihr zu Hilfe.

Mama würde es noch bereuen. Sie hätte hier bei ihr sein müssen und nicht bei ihrer Arbeit mit den Alten. Sogar über Gunnars Anwesenheit hätte sie sich in diesem Moment gefreut. Denn er hätte sie auf der Stelle ins Auto gesetzt, die Heizung aufgedreht und sie nach Hause gefahren.

Behindert! Bei dem Gedanken daran wurde ihr angst und bange. Voller böser Vorahnungen versuchte sie, ihren Körper abzutasten. Dabei musste sie jedoch feststellen, dass ihr Fahrrad auf ihr lag und sie wie in einer Mausefalle einklemmte. Sie griff nach dem Rahmen und rüttelte und zog, um ihn wegzuschieben, doch es gelang ihr nicht. Die Kräfte, die nach und nach wiedergekehrt waren, verließen sie erneut. Sie ließ resigniert den Kopf sinken, kniff die Augen zusammen und versuchte, das Geschehene zu verdrängen. Den wolkenverhangenen Himmel, den groben Straßenbelag, ihren schmerzenden Bauch und das aufgeschlagene Knie. Und schließlich, dass sie allein, mutterseelenallein war.

Es könnte ja sein, dass ihr im Tod etwas Schönes begegnete. Zum Beispiel eine fröhliche Melodie, freundliche Erwachsene und viele Freunde in einem Land, in dem immer die Sonne schien. Wo es einen Swimmingpool gab und ein Pony, das ganz allein ihr gehörte. So schrecklich würde es vielleicht gar nicht sein zu sterben, oder? Es sterben schließlich andauernd Leute. Und außerdem würden dann alle um sie trauern. Ma-

ma, Lina, die Lehrerin und all ihre Klassenkameraden. Eventuell auch Gunnar, aber das war ihr egal, denn eigentlich fand sie ihn blöd. Und vielleicht sogar ihr Papa, wer auch immer er sein mochte. Er würde unter einer Palme am blaugrünen Wasser des Swimmingpools stehen und sie umarmen, während er ihr versicherte, dass er sie wahnsinnig vermisst hätte. Er würde viel netter zu ihr sein als Gunnar. Wie Linas Papa. Nur noch ein bisschen netter.

Sie alle würden ganz schrecklich um sie trauern!

Während sie sich vorstellte, wie es wohl sein würde, begann sie zu schniefen. Bei ihrer Beerdigung würden alle Reihen bis zum letzten Platz gefüllt sein, und der Hausmeister würde die Flagge auf dem Schulhof auf Halbmast hissen, genau wie bei dem Sportlehrer, der in den Alpen von einer Lawine verschüttet worden war. Damals war es sehr traurig gewesen. Alle hatten geweint. Und jetzt würde es noch trauriger werden.

Sie wimmerte und heulte, dass die Tränen nur so liefen.

Gerade als sie versuchte, sie wegzuwischen, spürte sie, wie der Druck auf ihrem Körper nachließ. Sie wurde befreit! Ein Schatten legte sich über sie, als das Gesicht einer unbekannt Person vorbeiflimmerte, doch Viktoria konnte nicht erkennen, wer es war.

»Du Ärmste!«

Irgendwo oberhalb ihres Kopfes, im Himmel oder wo auch immer sie sich jetzt befand, vernahm sie eine besorgte Stimme. Sie hörte sich jedoch verdächtig nach einer Frauenstimme an.

»Wie ist das denn bloß passiert?«, fragte die Stimme, ohne von Viktoria eine Antwort zu erwarten. Und dann umfasste jemand ihren Körper und richtete sie langsam auf. »Kannst du dich bewegen?«

Die Frau klang genau wie ihre Lehrerin, wenn diese kurz vor einem Wutausbruch stand und furchtbar böse wurde.

»Versuch es!«, ermahnte sie die Stimme, woraufhin Viktoria das rechte Bein folgsam und so vorsichtig wie möglich anhub, auch wenn sich ihre Knie wie Pudding anfühlten. »Die

Autofahrer sind allesamt verrückt«, schimpfte die Frau, während sie Viktorias kläglichen Versuch beobachtete, auf einem Bein zu stehen.

Langsam dämmerte es Viktoria, dass sie wohl doch nicht von einem Engel gerettet worden war. Aber Mama würde noch viel wütender sein, mutmaßte sie im Stillen. Sehr viel wütender. Sie würde nämlich wahnsinnig werden, wenn sie hörte, was passiert war. Und sie würde nicht aufhören, zu schimpfen und zu schreien.

Oh nein!, dachte Viktoria und verdrehte die Augen.

»Du hast offensichtlich einen Schutzengel gehabt«, stellte die Frau nun in einem milderen Tonfall fest.

Ihre Augen waren fast schwarz und mit grünlichen Ringen darunter versehen, die sie sehr alt wirken ließen. Eine uralte Hexe. Weitaus älter als ihr Körper und ihre Kleidung. Sie trug Jeans und eine Jacke, und bei genauerem Hinsehen merkte Viktoria, dass es sich natürlich nicht um Hexenaugen handelte. Außerdem war sie aus dem Alter heraus, in dem man an Zauberinnen und diesen ganzen Kinderkram glaubte.

Die Frau sah, dass Viktoria geweint hatte, und begann, ihr die Wangen zu reiben, ungefähr in der Art, wie man einen Küchentisch abwischt. Ihre Hände waren rau, aber es tat dennoch gut, und Viktoria beschloss, nett zu ihr zu sein. Eigentlich hatte Mama ihr eingebläut, dass man immer vorsichtig gegenüber Fremden sein sollte. Diese Frau schien nicht viel älter als Mama zu sein, obwohl sich schon eine Menge Falten um ihre Augen abzeichneten.

Im selben Augenblick fielen ihr die Maiblumen ein. Was würde ihre Lehrerin bloß sagen? Wahrscheinlich würde sie sie vor allen anderen Kindern in der Klasse ausschimpfen.

»Und die Maiblumen?«, brachte sie zögernd hervor.

Die Frau hatte den hellblauen Karton bereits aufgehoben und den größten Schmutz abgewischt. Viktoria öffnete den Deckel und starrte verdrossen hinein. Die Frau meinte, Viktoria hätte Glück gehabt, dass der Inhalt heil geblieben war. Aber Viktoria tat es leid um die Schachtel, die jetzt verkratzt

und schmutzig und richtig hässlich aussah. Sie begann zu frieren und sehnte sich nach ihrer Mama. Egal, ob sie sauer sein würde oder nicht.

»Wo wohnst du denn?«, wollte die Frau wissen.

Viktoria antwortete, dass sie im Solvågen vierunddreißig wohne. Hinten an dem neuen Wasserturm.

»Dann müssen wir wohl deine Eltern anrufen, dass sie dich abholen«, sagte die Frau und warf gleichzeitig einen Blick auf ihre Uhr.

Abholen, wenn das so leicht wäre. Die Frau hatte es sicher eilig, dachte Viktoria mit einem gewissen Unbehagen. Erwachsene haben es immer eilig. Jedenfalls behaupten sie das. Vielleicht sollte sie es doch mit dem Fahrrad probieren. Ihr ganzer Körper wehrte sich zwar dagegen, aber wenn es sein musste, dann musste es eben sein. Das sagte jedenfalls Mama, wenn Viktoria etwas erledigen sollte, wozu sie keine Lust hatte. Oder wenn Mama sich etwas nicht leisten konnte. Meistens ging es ums Geld. Beim Essen verhielt es sich ähnlich. Musste man das eklige Essen hinunterwürgen, dann kam man eben nicht drum herum! Das Leben sei, weiß Gott, kein Zuckerschlecken, sagte Mama immer. Je eher Viktoria das lerne, desto besser, fügte sie noch hinzu. Früher hätten die Kinder nämlich nur Grütze zu essen bekommen. Vorausgesetzt, sie bekamen überhaupt etwas und mussten nicht hungern, bis ihnen ganz schwindlig wurde und sie sich völlig geschwächt in einen tiefen Graben legten, um dort einsam und elendig zu sterben. Wieder andere mussten mehrere Kilometer barfuß durch den Schnee wandern, um zur Schule zu gelangen. Damals herrschten noch andere Zeiten, im Gegensatz zu heute, wo die Kinder über die Maßen verwöhnt waren.

An all das musste sie in ihrer Verzweiflung denken.

»Hast du ein Handy?«, wollte die Frau plötzlich wissen.

Viktoria schüttelte den Kopf. Mama hatte ihr keins kaufen wollen. Es sei zu teuer, damit zu telefonieren, argumentierte sie. Doch jetzt würde sie wohl einsehen müssen, wie unüberlegt ihre Entscheidung war. Viktoria wäre beinahe gestorben

und besaß nicht mal ein Handy. Alle anderen hatten eins. Lina zwar nicht, aber dennoch. Sogar die meisten in ihrer Klasse besaßen eins.

»Dann musst du wohl mit mir kommen. Meine Werkstatt liegt ganz in der Nähe. Wir rufen von dort aus an«, sagte die Frau, klappte den Fahrradständer hoch und begann das Rad langsam auf den Gehweg zu schieben. Viktoria humpelte neben ihr her.

Der Kettenschutz schabte. Es war noch nicht dunkel geworden.

ZWEITES KAPITEL

Kjell E. Johansson blinzelte im unbarmherzigen Schein der nackten Glühlampe. Gerade hatte er die Birne in die Porzellanfassung an der Wand über dem Badezimmerspiegel geschraubt. Die Splitter des kugelförmigen, milchglasfarbenen Schirms lagen bereits zusammengefeigt in einer Papiertüte im Flur. Er war ihm aus den Händen geglitten, als er versuchte, ihn anzubringen, nachdem er einige Mühe investiert hatte, Staub, Fett und Fliegenschiss abzuwischen, die sich im Laufe der Jahre daran festgesetzt hatten. Unmittelbar vor dem Aufprall und dem Zersplittern des dicken Glases auf dem Waschbecken, das glücklicherweise hielt, hatte er sich einen kurzen unbeherrschten Aufschrei gestattet. Reflexartig hatte er die Gesichtsmuskeln angespannt, um zumindest die Augen vor den Glassplittern zu schützen. Danach hatte er sie ganz langsam wieder geöffnet, wie um sich gegen den Anblick der Verwüstung zu wehren. Stumm hatte er den Blick auf den Boden gerichtet, während seine Kiefermuskeln mahlten. Das Werk eines Augenblicks. Dennoch war es ihm gelungen, dem inneren Impuls standzuhalten, mit den Fäusten gegen die Wand zu trommeln, den Duschvorhang herunterzureißen oder mit aller Gewalt gegen den weißen Plastikwäschekorb zu treten, den seine Mutter ihm geschenkt hatte.

Während all dies passierte, hörte er ganz entfernt ein Klingeln, das er in seinem Gefühlschaos nicht richtig zu registrieren vermochte. Es kam von seiner eigenen Haustür. Im Nachhinein fragte er sich, wer es wohl gewesen sein mochte.

Kjell E. Johansson hatte schon immer ein hitziges Temperament besessen. Doch im Allgemeinen legte sich sein Unmut genauso schnell, wie er gekommen war. Als er sich also wieder beruhigt hatte, musste er feststellen, dass ihn wieder einmal seine Ungeduld gestraft hatte. Seine Unfähigkeit, die Dinge mit Besonnenheit und Ruhe anzugehen. Kurz gesagt, sich Zeit zu lassen. Hätte er sich die Zeit genommen, die Glaskugel mit einem Tuch trocken zu wischen, wäre sie ihm sicher nicht aus den Fingern gerutscht und ihm selbst das ganze Chaos einschließlich der Suche nach einem neuen Lampenschirm erspart geblieben.

An seinen nackten Füßen klebten jetzt insgesamt vier Pflaster, um zu verhindern, dass er überall, wo er stand und ging, Blutspuren hinterließ. Auch am rechten Daumen prangte ein Salvekvick. Die kleineren Schnitte verpflasterte er nicht. Ehrlich gesagt, war er ziemlich stolz darauf, dass er überhaupt so etwas wie Pflaster zu Hause hatte und die Schachtel sogar fast auf Anhieb im Badezimmerschrank fand.

Er fuhr sich mit dem Rasiermesser über die Wange. In dem grellen Licht zogen sich seine Pupillen schmerzhaft zusammen. Verdammt alt geworden, dachte er. Jede Runzel oder schlaff herabhängende Hautpartie und nicht zuletzt jede einzelne Falte trat mit einer Deutlichkeit hervor, auf die er nicht gefasst war. Oder die er nicht wahrhaben wollte. Der Anblick war schonungslos. Vor allem die Augenlider und die Bereiche um die Mundwinkel herum, befand er. Er schob das Gesicht weiter vor, bis seine Nase das kalte Spiegelglas berührte. Die Poren waren gröber geworden, tiefer und dunkler. Ergraute Bartstoppeln, die aus der schuppigen, nach der warmen Dusche leicht rot gefleckten Haut hervortraten, boten aus nächster Nähe einen nahezu grotesken Anblick.

Kjell E. Johanssons Augen waren blau. Ein Vorteil, den er sich eifrig zunutze machte. Unschuldige blaue Augen, die gerne lächelten. Die Frauen fuhren regelrecht auf ihn ab. Sie liefen oftmals ohne längere Bedenkzeit geradewegs ihn seine robusten Arme.

Doch angesichts seines eigenen Spiegelbildes war ihm das Lachen vergangen. Auch sein Blick überzeugte im Moment keineswegs. Also spreizte er die Lippen und begutachtete kritisch seine Zähne. Er erschrak über seinen eigenen Atem – ein abgestandener Geruch nach vergammeltem Fisch schlug ihm entgegen. Ein weiteres Zeichen für seinen allmählichen Verfall oder wenigstens dafür, dass selbst vor ihm das Alter nicht Halt machte. Deshalb versuchte er, während der nachfolgenden Gesichtsgymnastik die Luft anzuhalten. Er runzelte die Stirn, weitete die Nasenlöcher, zog die Oberlippe hoch und schob schließlich die Unterlippe vor, um sowohl die obere als auch die untere Zahnreihe inspizieren zu können. Noch einmal beugte er sich zum Spiegel vor und untersuchte minuziös die Zahnoberflächen. Nicht ohne eine gewisse Bitterkeit konstatierte er, dass sich das Zahnfleisch so weit zurückgebildet hatte, dass die Zahnhäse frei lagen und die Emaillfüllungen darüber seinem Gebiss zweifelsohne einen etwas antiken Charakter verliehen.

Es kam ihm vor, als ob er zum ersten Mal ernsthaft begriff, dass das halbe Leben bereits vorbei war und deutliche Spuren hinterlassen hatte.

Vielleicht sollte ich vorsichtshalber doch meine Brille tragen, dachte er und drückte mehr Rasierschaum auf die Wange. Die Schnittwunden mussten ja nicht unbedingt noch zahlreicher werden. Doch wo seine Brille lag, wusste er nicht. Wahrscheinlich im Handschuhfach seines Autos. Er benutzte sie selten, im Prinzip nur dann, wenn er sich gezwungen sah, die Rechnungen seiner Firma durchzugehen, mit der er sich seit ein paar Jahren notdürftig über Wasser hielt. Fensterputzen. Die Büroarbeit, die bei seinem Job anfiel, nämlich debitieren und kreditieren, hielt sich in erträglichen Grenzen. Die Bezahlung ging meistens bar und ohne Rechnung vonstatten. Ein Arrangement, mit dem im Prinzip alle Beteiligten zufrieden waren. Die Firma regulär zu führen hätte sich kaum gelohnt. Und ein weiterer Arbeitsloser würde der ohnehin angespannten Wirtschaftslage seines Landes wohl kaum dienen.

Das Rasiermesser glitt über die Wangen und bahnte sich einen Weg durch den Schaum wie ein Schneepflug auf einem verschneiten Winterweg. Es war gerade erst fünf Uhr nachmittags. Er hatte keine Eile und war froh, dass er nicht hetzen musste und es wenigstens jetzt langsam angehen lassen konnte. Er legte das Messer für einen Augenblick aus der Hand und nahm den letzten Schluck aus der Bierdose, die er geöffnet und auf den Rand des Waschbeckens gestellt hatte, um die Sache mit den Glassplittern überhaupt einigermaßen bewältigen zu können. In seinem Magen gluckerte es. Ein Rülpsler drängte heraus.

In der letzten Zeit schienen viele Ereignisse aus der Vergangenheit wieder an die Oberfläche zu dringen, was ihn nachdenklich stimmte. Einiges davon erforderte seine Stellungnahme. Es handelte sich keineswegs nur um finanzielle Entscheidungen. Außerdem hatte sie wieder angerufen. Was für ein Gezeter.

Er spülte das Rasiermesser mit heißem Wasser ab. Kjell E. Johansson war achtundvierzig Jahre alt, wäre jedoch gern zwanzig Jahre jünger gewesen. An diesem Freitagabend würde er mit Alicia ausgehen. Eine Frau, um die es regelrecht Funken schlug. Allein der Gedanke an sie machte ihn scharf. Es war ziemlich lange her, dass ihm so eine Frau begegnet war. Sie wohnte im Nachbarhaus, und er hatte sie vor zwei Wochen auf der Straße abgepasst, als sie gerade aus einem Taxi stieg und mit ihren beiden schweren Taschen Hilfe benötigte. Heute wollten sie zusammen auf einen Maskenball gehen, ausgerechnet. Das Ganze war zwar geradezu kindisch und etwas peinlich, aber das war wohl der Preis, den er zahlen musste, um einer Frau nahe kommen zu dürfen, deren Körper es an nichts fehlte: schmale Taille, feste Brüste und schlanke Beine. Sie war weder verbittert, enttäuscht noch sonst irgendwie fordernd oder missmutig. Und sie hatte keine Kinder. Alicia und er waren ausdrücklich übereingekommen, dass sie eine Weile Spaß miteinander haben wollten. Nicht mehr. Ziemlich umgehend hatte sie dann allerdings geäußert, dass sie gerne auch in

Zukunft ihre Freiheit genießen wolle – keine Kinder, keine Unannehmlichkeiten –, doch er glaubte ihr ungefähr genauso viel, wie er anderen Frauen in ähnlichen Situationen geglaubt hatte. Nämlich gar nichts. Er wusste, dass sich die Dinge von einer Sekunde auf die andere ändern konnten. Es ging oftmals verdammt schnell.

Er kniff die Augenbrauen zusammen und befeuchtete seine glatt rasierten Wangen mit Aftershave. Er hatte sich also überreden lassen, auf diese Party zu gehen, obwohl er sich vermutlich ziemlich blöd und fehl am Platz vorkommen würde, aber mit einem weiteren Bier intus würde es schon gehen. Das größte Problem hatte er so weit bereits gelöst. Nämlich die Frage nach der Verkleidung. In seiner Einfältigkeit waren ihm nur Tarzan, Superman oder Elvis in den Sinn gekommen, doch sämtliche Möglichkeiten bedeuteten einen nicht geringen Aufwand in puncto Ausstattung und Zubehör. Wie immer war er in letzter Minute unterwegs gewesen, um nicht zu sagen in letzter Sekunde. Und das nicht zuletzt deswegen, weil er die Einladung äußerst dämlich fand und das Ganze eigentlich schon bereute und letztlich den Abend viel lieber mit ein paar Bieren vor dem Fernseher verbracht hätte.

Nachmittags war er also wider Willen ins Einkaufszentrum gelaufen und hatte schnell eine Anzahl von Geschäften durchkämmt, um zu gucken, ob er dort ein brauchbares Kostüm fände. Er fand natürlich keins. Jedenfalls hatte er so weit keins entdecken können. Und da er sich nicht blamieren wollte, indem er jemanden ansprach und womöglich seinen Wunsch gegenüber einer Verkäuferin hervorstotterte, die ihn daraufhin mit einem milden Lächeln um die Mundwinkel der Lächerlichkeit preisgeben würde, hatte er auch nicht nachgefragt.

Das Einzige, was er schließlich in einem Spielzeuggeschäft fand, war eine Maske, die er sich vor das Gesicht klemmen konnte. Zwei verschiedene standen zur Auswahl: eine rosa-farbene und eine weiße. Er nahm die weiße.

Früher oder später holt einen die Wirklichkeit sowieso ein, philosophierte er und trocknete sich die Hände in dem, gelin-

de gesagt, nicht ganz sauberen Handtuch ab. An den Baumwollschlingen klebte getrocknetes Blut, wie er sah, doch er ließ es hängen.

Für ihn war allein die Zukunft von Interesse. Man konnte einzig auf die Dame Fortuna hoffen, wie sein alkoholisierter Vater in seinen stillen Räuschen zu sagen pflegte. Für alles andere war es sowieso bereits zu spät. Und er selbst musste gerade mal eine lächerliche Maskerade bewältigen. Was danach auf ihn zukäme, würde sich zeigen.

Es war kein gutes Zeichen, dass sie von sich hatte hören lassen. Schlimmer schienen ihm allerdings die vielen Briefe, die in regelmäßigen Abständen durch den Briefschlitz auf den Boden im Flur segelten. Kuverts mit Fenster von einem Rechtsanwalt. Gerade als er endlich ein wenig zur Ruhe gekommen war. Aber auch das würde sich vermutlich auf die eine oder andere Weise lösen, wie alles andere auch. Kjell E. Johansson war bekannt dafür, auf die Füße zu fallen. Ansonsten würde er immer noch alles abstreiten können. Damit kam man in den meisten Fällen weiter. Mit blütenreinen Lügen. Oder kohlrabenschwarzen wie die Sünde. Die beste Strategie bestand jedenfalls darin, seinen Charme spielen zu lassen, dachte er wie immer, überlegte es sich dann doch anders, nahm das blutverschmierte Handtuch vom Haken und warf es siegesgewiss und mit solcher Wucht in den Wäschekorb, dass dieser umzufallen drohte.

Das Telefon klingelte. Eigentlich hatte er keine Zeit dranzugehen. Besonders dann nicht, wenn ihn schon wieder jemand um einen Gefallen bitten wollte. Wie die alte Dame aus der Nachbarwohnung. Er hatte ihr heute Nachmittag, als er von seiner Shoppingrunde nach Hause kam, geholfen, ein Regal im Flur aufzustellen. Das Ganze war relativ schnell erledigt, doch dann hatte er sich noch zu einer Tasse Kaffee in ihrer Küche überreden lassen, wozu ihm ein tadellos frisches Stück Toscatorte aufgedrängt wurde, das sie natürlich eigens für ihn gekauft hatte. Die Dame war einsam. Eine gewisse Einsamkeit kann man spüren. Ihr Sohn hatte zwei linke Hän-

de, wenn er es recht verstand. Ein hoch gebildeter und zu nichts zu gebrauchender Typ, der nicht einmal einen Nagel für seine teuer erstandenen Gemälde in die Wand schlagen konnte, sondern sich gezwungen sah, einen Handwerker kommen zu lassen.

Das Klingeln hörte nicht auf. Er ging in den dunklen Flur und griff gleichgültig nach dem Hörer. Das schwache Abendlicht fiel durch das Wohnzimmerfenster auf den Linoleumbelag.

»Hallo! Wie gut, dass ich dich erreiche.«

Alicias Stimme. Vielleicht fällt das Kostümfest aus, dachte er optimistisch.

»Könnte ich dich um einen winzigen Gefallen bitten?«, fragte sie und klang dabei wie eine schnurrende Katze. Er stöhnte leise, während er förmlich vor sich sah, wie sie die Lippen spitzte, unschuldig und gleichzeitig flehend, um ihn zu überreden.

Er war immer hilfsbereit, aber es gab auch Grenzen, selbst bei ihm. Und er wusste, weshalb er sich wehrte. Die Familienfalle war dabei zuzuschlagen. Es ging bedeutend schneller, als er gedacht hatte, und deshalb machte er reflexartig einen Rückzieher.

»Es kommt drauf an«, antwortete er vage, um Zeit zu gewinnen.

»Ich bin beim Friseur und werde nicht so schnell fertig, wie ich gedacht habe.«

Herrgott! Warum putzt sie sich dermaßen für eine schnöde Maskerade heraus?, dachte er leicht panisch. Der Abend verlor jetzt jeglichen Reiz.

»Äh«, brachte er hervor.

»Bevor ich ging, habe ich eine Maschine Wäsche ange stellt«, setzte sie hinzu, und er glaubte, nicht richtig zu hören. Waschmaschine?

»Aber jetzt, wo ich später dran bin, wollte ich fragen, ob du so nett sein könntest, in die Waschküche runterzugehen und die Wäsche in den Trockner zu werfen?«

Das wollte er definitiv nicht. Die Warnsignale schrillten förmlich in seinem Kopf.

»Bitte«, säuselte sie mit einer lockenden Stimme, die direkt in seine Hoden fuhr.

Er konnte einfach nicht Nein sagen, konnte sich jetzt keinen Rückzieher leisten. Denn dann würde Alicia ihm den Zugang zu ihrem Körper verweigern, jedenfalls in dieser Nacht, und es würde garantiert zum Streit kommen. Das konnte er in diesem Moment nicht auch noch bewältigen. Aber beim nächsten Mal sag ich, verdammt noch mal, Nein, beschloss er und räusperte sich.

»Okay«, hörte er sich mit belegter Stimme sagen, während sich die freie Hand zum Schritt vortastete.

Veronika Lundborg stand mitten in dem Gang, in dessen Regalen sich auf der einen Seite Konserven, Gewürze und Soßen auftürmten und auf der anderen Kaffee, Tee und Kakao. Als sie sich aufrichtete, wirkte sie größer als die einhundertachtundsiebzig Zentimeter, die sie maß. Ausdauernd betrachtete sie die Waren, um zu rekapitulieren, was sie brauchte. Einen Einkaufszettel besaß sie nicht. Ihre Gedanken schweiften ab. Es war Freitagnachmittag. Sie atmete tief durch und schaute in ihren Einkaufswagen.

An Oregano und Kaffee hatte sie sich jedenfalls erinnert. Und Haushaltspapier, eine Riesenpackung. Wie stand es noch gleich um das Toilettenpapier? Sie blinzelte, legte die Stirn in Falten und meinte, vor ihrem inneren Auge eine Reihe von Extrarollen zu erblicken, die sich auf dem Boden der Vorratskammer stapelten. Also schob sie ihren Wagen weiter.

Jedes Mal, wenn sie ihre Füße in den Bereich innerhalb der automatischen Schiebetüren eines überdimensionalen Supermarktes setzte, erlitt sie einen abrupten Energieverlust, und dennoch kaufte sie immer wieder dort ein. Es war bequem – ein großes Sortiment an einem einzigen Ort – und manchmal sogar billiger, wenn man aufmerksam war. Man musste eben das Unangenehme mit dem Angenehmen verbinden. Gerade

war sie auf der Suche nach dem Regal mit den Deodorants. Im Übrigen trugen viele Faktoren dazu bei, dass einem die Ausdauer im Supermarkt schwand: der Mangel an Tageslicht, eine enorme Deckenhöhe, die eher an ein Lager als ein Geschäft erinnerte, ewig lange Regale mit einem viel zu umfangreichen Angebot, die überdies einen schlechten Überblick boten, was wiederum lange Wegstrecken mit sich brachte. Kurz, ein Herumirren kreuz und quer, um zu bekommen, was man wollte, und dem auszuweichen, was man nicht benötigte. Darüber war sie sich im Klaren. Doch es kamen weitere, nicht ganz unbedeutende Aspekte hinzu: unzählige Tüten zum Auto schleppen, sie wieder aus dem Auto heraushieven und ins Haus transportieren, um dort schließlich die ganze Ladung in Schränken und Regalen zu verstauen, die leider nicht immer vollkommen leer und aufnahmebereit waren. Insgesamt handelte es sich um mehrere Stunden Arbeit, doch so weit vermochte sie im Moment nicht zu denken.

Endlich fand sie die Hygieneartikel, und ihr fiel ein, dass sie auch noch Zahncreme brauchten. Während ihre Augen nach einer Sorte suchten, welche die Zahnhäse schonte, wurde ihr bewusst, dass sie nicht alle Zeit der Welt hatte. Sie musste weiter.

Zu Hause wartete eine kranke Tochter auf sie. Außerdem konnte jeden Moment eines der Handys in ihren Jackentaschen klingeln und sie mit sofortiger Wirkung an ihren Arbeitsplatz zitieren. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie überstürzt würde aufbrechen müssen, war zwar nicht übermäßig groß – eine gewisse Zeitspanne bis zum Erscheinen wurde einem zugestanden –, aber man konnte nie wissen.

Passierte Tomaten mit Tagliatelle – damit war das Abendessen entschieden – entsprachen ungefähr dem Niveau, das ihre Fantasie im Augenblick zuließ. Sie eilte weiter zum Kühlregal und griff rasch nach einigen Beuteln mit gemischtem Wokgemüse. Es war immer gut, so etwas im Hause zu haben, vielleicht für morgen. Reis musste noch im Schrank sein. Da war sie sicher – fast jedenfalls.

Dann schob sie den Wagen in den Gang mit Erfrischungsgetränken, Bier und Wasser, zögerte jedoch eine Sekunde lang. Würde sie es schaffen, auch noch Getränke zu transportieren, oder könnte Claes das möglicherweise an einem anderen Tag übernehmen? Mit einem Mal wurde ihr warm, und sie fühlte sich verklebt. Das dunkelblaue Poloshirt lag eng am Hals an. Sie lockerte mit einem Finger den Kragen, während sie sich gleichzeitig der ebenfalls blauen Windjacke mit dem dicken Winterfutter entledigte und das weiße T-Shirt, das sie unter dem Polohemd trug, aus den Jeans zog. So fühlte es sich besser an. Beim Anziehen hatte sie nicht bedacht, dass es bereits Frühling war.

Veronika hatte das ganze Wochenende lang Rufbereitschaft. Vor einer knappen Stunde hatte sie sich in ihrem Dienstzimmer in der chirurgischen Klinik umgezogen, nachdem sie gemeinsam mit dem Dienst habenden Arzt, der während der kommenden Nacht die Stellung halten würde, Visite gemacht und sich vergewissert hatte, dass auf den verschiedenen Abteilungen alles unter Kontrolle war. Kein Grund zur Unruhe so weit. Der Dienst habende Arzt war ein neuer Stern am Krankenhaushimmel namens Rheza. Er war während ihres Mutterschutzes eingestellt worden und ihr somit unbekannt. Möglicherweise würde er sich als unsicherer Kandidat entpuppen. Vorhin war er die ganze Zeit stumm neben ihr hergeglitten. Hatte keinen Ton gesagt und auch keine Fragen gestellt. Das störte sie ein bisschen, denn sie wusste nicht, woran sie bei ihm war.

Wenn sie nach Hause kam, würde sie ihn kurz anrufen und die Lage checken, entschied sie. Mehr konnte sie nicht tun.

Ein ganzes Jahr hatte sie nicht gearbeitet. Ein Zeitraum, der ihr am Anfang wie eine Ewigkeit erschienen und im Nachhinein wie im Handumdrehen verfliegen war. An den vergangenen fünf Tagen, von Montag bis Freitag, war sie bereits wieder früh aufgestanden und spät nach Hause gekommen. Eigentlich war sie nicht besonders müde, eher aufgedreht. Sie lief auf Hochtouren aufgrund all der plötzlichen Stimulation, die sie

nicht mehr gewohnt war. Doch bald würde sie wieder in ihren gewohnten Rhythmus finden. Ihre Arbeit machte ihr Spaß.

»Schön, dich wiederzusehen«, hatte Petré n sie am ersten Morgen begrüßt und ihr auf die Schulter geklopft. Und sie fühlte sich einen Moment lang selig vor Wiedersehensfreude. Sie mochte ihren Chef, Professor Petré n. Er besaß eine Geradlinigkeit, die sie zu schätzen gelernt hatte, als vor ein paar Jahren ein Kollege gestorben und ein anderer in Schwierigkeiten geraten war.

Sie las die Schilder über den Gängen. Weiße Schrift auf schwarzem Grund. Man hatte die Waren umsortiert, stellte sie irritiert fest. Wozu auch immer das gut sein sollte!

Sie bog in den Gang mit Säften, Kompott und Konfitüren und nahm ein Glas Orangenmarmelade. Meistenteils aß Claes Marmelade. Sie überlegte, ob sie ein wenig experimentieren und eine neue Sorte ausprobieren sollte, entschied sich aber schließlich für die, von der sie wusste, dass er sie am liebsten mochte.

Allmählich wurden ihre Waden taub. Die Sohlen der flachen schwarzen Boots boten keine Flexibilität. Außerdem schien der Sauerstoffpegel trotz der Deckenhöhe stetig abzunehmen. Sie bekam Hunger und fühlte sich schlapp. Auch war sie langsamer geworden und überlegte, ob sie aufgeben und nach Hause fahren sollte, als ein irritierend munteres Mozart-Menuett metallisch aus einer ihrer Jackentaschen erklang. Ich muss die Melodie wechseln, dachte sie, während sie in erster Linie dankbar war, dass es sich um ihr eigenes Handy und nicht um das vom Krankenhaus handelte. Das Gespräch kam von zu Hause, soweit sie das auf dem Display erkennen konnte.

»Hallo«, meldete sich Claes. »Kannst du eventuell noch Reis einkaufen? Die Tüte ist leer ...«

»Okay«, antwortete sie leicht pikiert. Also stand wohl doch kein großer Beutel Reis im Küchenschrank.

»Und Toilettenpapier.«

Verdammt! Sie befand sich im hintersten Teil des Marktes

bei den Milchprodukten. Jetzt musste sie den ganzen Weg wieder zurück. Sie seufzte.

»Was ist denn?«, fragte er abwartend.

»Nichts«, sagte sie. »Aber reicht nicht erst mal Haushaltspapier?«

»Ja, klar. Nur dass wir irgendwas zu Hause haben. Ach, und übrigens Geschirrspülmittel ...«, fügte er hinzu.

»Natürlich.«

»Und Vanilleeis für Klara. Sie isst nämlich nichts.«

Veronika wurde unruhig. Sie durfte das Vanilleeis nicht vergessen, musste es aber zum Schluss holen, damit es nicht schon auf dem Weg zum Auto schmolz.

»Noch etwas?«, wollte sie wissen.

Eine kurze Stille trat ein. Sie meinte, die schnellen Atemzüge ihrer Tochter am anderen Ende der Leitung zu hören. Ein röchelndes, leises Wimmern.

»Nein, soweit ich weiß, nicht.«

»Sonst kannst du ja wieder anrufen!«

Sie wollte gerade das Gespräch beenden, doch die Sorge nahm überhand, und sie hielt das Handy dichter ans Ohr. Versuchte zu horchen, nach Zeichen zu forschen, die darauf hindeuteten, dass es vielleicht doch nicht so schlimm um Klara stand.

»Wie geht es ihr?«, fragte sie vorsichtig, als wehrte sie sich dagegen, dass der Zustand ihrer Tochter schlechter geworden sein könnte. Gleichzeitig verspürte sie den Drang, ihre Unruhe auszuagieren. Selbst aktiv zu werden. Einen Kollegen von der Kinderstation zu bitten, er möge Klara untersuchen. Im Geiste überlegte sie bereits, zu wem sie am meisten Vertrauen hatte.

»Es geht ihr einigermaßen. Ich versuche, sie wenigstens zum Trinken zu bewegen«, antwortete Claes mit recht besorgter Stimme. »Ich habe ihr übrigens Alvedon gegeben«, kam er ihrer nächsten Frage zuvor.

»Gut! Ich bin gleich da.«

Jetzt wollte sie auf jeden Fall nach Hause. Sofort. Sie bereu-

te, dass sie sich unter all die Wochenendeinkäufer begeben hatte, die sich mit randvollen Einkaufswagen auf der überdimensionalen Geschäftsfläche von Kvantum tummelten. Warum war sie nicht zu Egons Livs gefahren, dem weitaus kleineren Supermarkt? Er hatte nicht das gleiche Angebot, dafür war der Ablauf aber weitaus reibungsloser. Und viel persönlicher.

Sie quälte sich weiter durch die Gänge. Schließlich zupfte sie einen jungen Mann mit roter Nylonjacke am Ärmel und fragte ihn barsch: »Wo haben Sie eigentlich die Geschirrspülmittel versteckt?«

»Kein Problem«, antwortete der Jüngling, der Jocke hieß.

Der Name war mit weißem Garn auf die Nylonjacke gestickt. Sein breites Grinsen ließ sie ahnen, dass er sich besonders auf den Umgang mit genervten Weibern beim Wochenendeinkauf spezialisiert hatte. Veronika lächelte entschuldigend und verschwand in Richtung der Reinigungsmittel.

Jetzt fehlte nur noch das Eis.

Dann würde sie sich endlich zu den Kassen begeben können, wo bereits jede Menge voll beladener Wagen standen. Da nur zwei Kassen offen waren, ging es in der ohnehin langsam vorankommenden Schlange inzwischen gar nicht mehr weiter. Prompt entwickelte sich zwischen einem besonders gewissenhaften Paar mittleren Alters und der Kassiererinnen beim Bezahlen ein längerer, wenn auch diskreter Wortwechsel. Veronika trat von einem Bein aufs andere und wartete. Ebenso das etwas schwankende Paar vor ihr. Nach dem Inhalt des Wagens zu urteilen, hatten sie vor, eine Party zu geben. Farbenfrohe Papphüte, Tröten, knallbunte Servietten, Erfrischungsgetränke, Bier, Chips und andere überflüssige Dinge. Die Frau hatte ihr zebrafarbener gemustertes Tuch so eng um den Hals gewickelt, dass es wie ein Verband aussah. Sie umklammerte ein knallrosafarbenes Portemonnaie, während der Mann den Wagen fest im Griff hielt, um sich überhaupt aufrecht halten zu können. Er war, gelinde gesagt, nicht mehr ganz nüchtern.

Die Kassiererinnen stand plötzlich auf, klappte die Kasse zu,

schloss ab und verschwand in einem der Gänge. Eine leichte Unruhe breitete sich aus.

»Sie kann doch, zum Teufel noch mal, nicht so einfach abhauen«, sagte der Angeheiterte.

Keiner würdigte ihn auch nur eines Blickes.

»Für so etwas haben wir, verdammt noch mal, keine Zeit«, fügte er in Richtung seiner jungen Partnerin mit dem Zebrahalstuch hinzu.

Sie antwortete nicht. Schien ihn nicht zu hören.

Die Zeit verging, und die Kassiererin glänzte weiterhin durch Abwesenheit.

Doch dann tauchte der kundenorientierte Jocke auf und setzte sich triumphierend an die Kasse, woraufhin sich die Waren auf dem Rollband wieder in Gang setzten. Veronika schob den Wagen weiter und war gedanklich im Prinzip schon zu Hause, wo sie sich zu einem Leichtbier ein Knäckebrötchen mit Eierscheiben und Kaviar belegte.

Ein keckes Trallala unterbrach abrupt ihre Gedanken. Sie erschrak. Die Töne entsprangen ihrer Jacke und waren definitiv nicht von Mozart, eher etwas auffordernder, doch um welche Melodie es sich genau handelte, wusste sie nicht. Sie griff nach dem Klinikhandy. In dem Augenblick, als sie es zum Ohr führte, wurde ihr schlagartig bewusst, dass sie im Falle eines akuten Einsatzes nicht einfach so davonschicken und einen vollen Einkaufswagen mit Eis und allem sich selbst überlassen konnte.

Viktoria spürte, wie das Pochen in ihrem Körper langsam nachließ. Selbst die Angst hatte sich gelegt, auch wenn sie noch ein wenig zitterte. Wenn sie mit den Fingern auf ihren Bauch drückte, tat es weh, aber noch schlimmer war es, wenn sie versuchte, den Bauch einzuziehen und die Luft anzuhalten. Gerade deswegen probierte sie es jetzt aus. Sie wollte sich testen. Mit dem Schmerz vertraut werden. Ein und aus, ein und aus. Es schmerzte genau so, wie sie es erwartet hatte. Dennoch war es nicht übermäßig schlimm, nicht so, dass sie

weinen musste. Unangenehmer fühlte sich ihr rechtes Knie an, das inzwischen ziemlich geschwollen war. Sobald sie es beugte, begann es zu pochern. Aber gehen konnte sie trotzdem. Es war also nichts, woran sie sterben würde.

Sie saß auf einem Stuhl in der warmen Werkstatt und nippte an einem Becher mit stark gezuckertem, heißem Tee. Dazu hatte sie zwei Zwiebäcke bekommen, die sie mit einem Riesen hunger aß. Sie hätte ohne Mühe die ganze Dose leer essen können, traute sich jedoch nicht, Rita zu fragen.

So hieß sie. Rita Olsson. Ihr Vorname klang irgendwie fremd, aber gleichzeitig bekannt und war leicht auszusprechen. Viktoria wiederholte im Stillen den Namen: Rita, Rita, Rita ...

Sie beschloss, ihr nächstes Stofftier Rita zu taufen. Vorausgesetzt, der Name passte zum Tier. Sollte es sich um ein Krokodil handeln, wäre er völlig unpassend. Das Krokodil Rita – nein, das ging nicht. Ihr Ameisenbär, der schon vor einer ganzen Weile verloren gegangen war, hatte Brasse geheißt. Als Viktoria an Brasse dachte, durchströmte sie ein Gefühl der Wehmut. Sie fragte sich, wo er jetzt wohl war. Ob er vielleicht unter einem Baum schlief oder eher in einem Papierkorb zusammen mit alten Bananenschalen oder ob er inzwischen sogar bei einem anderen Kind wohnte, das ihn gefunden hatte? Bei einem Kind, das sich um ihn kümmerte. Das ihn liebevoll behandelte. Vermutlich war es so, tröstete sie sich. Brasse hatte es gut, genauso gut, wie er es bei ihr gehabt hatte.

All ihre Maskottchen waren Tiere. Das ganze Zimmer war übersät mit ihnen: Schweine, Lämmer, Teddybären, Pferde, Hunde, junge Kätzchen, Hühner, eine Giraffe, ein Nilpferd, zwei Elefanten, und sogar einen Tapir besaß sie. Ein Krokodil fehlte ihr noch, dachte sie und blies vorsichtig in den heißen Tee. Es kam natürlich darauf an, ob das Krokodil süß war, ob es ihr gefiel und ob es auch zu ihr wollte. Allerdings besaß sie auch noch keinen Löwen. Vielleicht sollte sie eher einen Löwen kaufen. Oder eine Löwin. Aber eine Löwin konnte sie ebenso wenig Rita nennen. Das würde einfach nicht passen. Aber vielleicht wäre ein Igel gut. Rita, der Igel.

Das alles ging ihr durch den Kopf, während sie sich in der Werkstatt umsah. Überall standen kaputte, verschlissene und eingestaubte Möbelstücke. Ein Stuhl ohne Rückenlehne, ein Spiegel, dem ein Teil des Rahmens fehlte, eine Kommode mit nur drei Beinen. Und alles war alt. Viktoria wusste, dass alte Möbel schöner waren als neue. Oftmals jedenfalls. Aber manchmal auch ziemlich dreckig und vergammelt. Zu Hause hatten sie nicht so viele alte Sachen, bis auf einen Kammer-spiegel – sie wusste, dass er so hieß. Mama hatte ihn geerbt. Viktoria durfte den Kammer-spiegel zwar nicht anfassen, aber sie war davon überzeugt, dass er eines Tages ihr gehören würde. Wenn Mama starb.

In der Werkstatt war es gemütlich. Die Decke war niedrig, und die Fenster bestanden aus vielen kleinen Scheiben. Außerdem erfüllten angenehme Gerüche nach Sägespänen, Staub und Lack den Raum. Und dennoch erschien es ihr merkwürdig, dass Rita als Frau eine richtige Werkstatt besaß. Das müsste sie Lina erzählen, auch wenn sie ihr nicht glauben würde. Wenn nun aber Rita Stühle zusammenschrauben, alte Kommoden und Spiegel reparieren und abgenutzte Tischplatten lackieren konnte, sodass sie wieder schön wurden, dann würde sie selbst das vielleicht auch können, wenn sie groß war. Anstatt Tierärztin zu werden. Man konnte es auf jeden Fall mal ins Auge fassen.

Rita stand über einen verschnörkelten Stuhl gebeugt, dessen Rahmen sie gewissenhaft von Hand mit kleinen Bewegungen bis in die Verzierungen der Rückenlehne hinein polierte. Danach pinselte sie das Holz mit einer durchsichtigen Flüssigkeit ein, woraufhin es dunkler wurde. Viktoria schaute ihr zu. Rita hatte ihr gezeigt, wie man den Lack mischte. Man goss eine Flüssigkeit, die nach Chemikalien roch, zusammen mit dünnen Flocken, die wie abgeschuppte Haut aussahen, in ein Gefäß. Der Geruch war das Allerbeste, fand Viktoria. Er brannte in der Nase, scharf, aber verlockend. Konnte man sich so auch den Geruch vorstellen, der unglückliche Kinder zum Schnüffeln verleitete? Kinder, die sie im Fernsehen gesehen

hatte und die auf der Straße lebten. In der Kanalisation von Moskau oder Paris. Kinder, um die sich niemand kümmerte.

Über der Hobelbank brannte eine Leuchtstoffröhre. An den Wänden hingen Werkzeuge dicht nebeneinander aufgereiht. Meißel, Spatel, Stemmeisen, Zangen und wie sie alle hießen. Rita hatte sie alle aufgezählt. An der anderen Wand befanden sich mehrere Schraubzwingen. Rita hatte ihr erklärt, dass sie Zwingen hießen, weil sie Stuhlbeine und andere Teile, die lose waren, wieder zusammenzwingen. Dann gab es noch Hämmer, Hobel und Sägen in unterschiedlichen Größen.

Stell dir vor, so viel Werkzeug zu besitzen!

»Ich versuche noch einmal anzurufen«, sagte Rita unvermutet, während sie sich aufrichtete, auf die Uhr schaute und einen raschen Blick durchs Fenster warf, bevor sie ihren Pinsel zur Seite legte.

Viktoria spürte, wie sich ihr Magen zusammenzog. Rita hatte schon ein paar Mal versucht anzurufen. Und immer wieder hatte sie aus dem Fenster gesehen, als würde plötzlich jemand auftauchen, der kam, um Viktoria abzuholen.

Hoffentlich, hoffentlich geht Mama jetzt ran, betete Viktoria im Stillen. Rita musste vielleicht die Werkstatt bald schließen. Man merkte ihr an, dass sie rastlos war.

Aber Mama ging auch diesmal nicht ans Telefon.

»Na ja, dann müssen wir eben noch eine Weile warten«, sagte Rita und stellte sich an eines der langen Fenster und schaute auf den Hof hinaus.

Viktoria schwieg. Der Krampf in ihrem Magen wollte sich einfach nicht lösen.

Da erhellte sich Ritas Gesicht. Es schien, als sei ihr eine gute Idee gekommen.

»Du könntest ja versuchen, hier im Haus noch ein paar Mai-blumen zu verkaufen, wenn wir ohnehin warten müssen«, schlug sie vor und klang recht energisch. Viktoria begriff, dass es keinen Sinn machte zu protestieren.

Eigentlich hatte sie keine Lust. Für heute hatte sie genug vom Verkaufen. Sie fühlte sich schlapp, ihr tat alles weh, und

außerdem war sie hungrig und müde. Doch sie wagte nicht zu widersprechen, weil Rita so nett zu ihr gewesen war.

Also glitt Viktoria vom Stuhl, ganz vorsichtig, sodass ihre Beine nicht nachgaben, nahm die Schachtel mit dem Geld und den Maiblumen und dachte, wie um sich für die bevorstehende Aufgabe zu wappnen, dass es doch eine ausgezeichnete Idee war, die Zeit auf diese Weise zu nutzen, während sie ohnehin warteten. Auch wenn es ihr schwer fiel, die Wärme und den angenehmen Geruch in der Werkstatt zu verlassen.

Die Tür schlug hinter ihr zu. Draußen war es immer noch ungemütlich, und außerdem wurde es langsam dunkel. Der Hinterhof, in dem die Werkstatt lag, war rechteckig und mit Kopfsteinpflaster versehen. In der Mitte stand ein großer Baum, dessen nackte Zweige im Wind wirbelten. Die Knospen waren bereits dick und prall. Bald würden die Blätter ausschlagen. Das feuchte Kopfsteinpflaster glänzte im Licht, das durch die Fenster auf den Hof fiel. An der einen Hauswand stand eine kleine Sandkiste, deren Inhalt zum Teil auf die Steine gerieselte war, und es knirschte unter ihren Schuhsohlen, als sie darüberlief. Die Kinder hatten ihre Spielsachen vergessen, doch soweit Viktoria es beurteilen konnte, waren es hauptsächlich Dinge, um die man sich keine Sorgen zu machen brauchte.

Es gab zwei Eingänge, einen in jeder Ecke, an der die Hausteile zusammentrafen. Die Lampen über den grün gestrichenen Eingangstüren brannten bereits. Sie hörte Wasser die Leitungen herabrinnen, Kinder schreien und Musik aus den Wohnungen dringen. Als Viktoria den Duft von gebratenem Fleisch roch, fiel ihr wieder ein, wie hungrig sie war. Plötzlich fühlte sie sich wie das einsamste Kind auf der Welt. Wie eine armselige Ratte, die verzweifelt nach einem Schlupfloch sucht, während alle anderen Tiere auf dem gesamten Erdball längst ein Zuhause gefunden haben.

Viktoria musste die massive Haustür mit der Schulter auf schieben. Das Haus war alt, viel älter als das, in dem sie und Mama wohnten. Und dennoch wirkte es in gewisser Weise



Karin Wahlberg

Tödliche Blumen

Roman

eBook

ISBN: 978-3-641-17435-4

btb

Erscheinungstermin: April 2015

Ein brutaler Mord erschüttert eine kleine südschwedische Stadt: Eine alte Dame wird in der Waschküche eines Mietshauses erschlagen aufgefunden. Die einzige Zeugin, ein elfjähriges Mädchen, wird kurz darauf entführt. Während man noch versucht, das kleine Mädchen zu finden, offenbaren sich weitere Verbrechen, es geht um Vergewaltigung und Erpressung, schreckliche Geheimnisse werden dem Dunkel entrissen. So war die Dame nicht halb so freundlich wie allgemein vermutet. Bald wird das Mädchen gefunden. Aber warum schweigt sie?